Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 20. 12. 1936 | Nr. 50

Julnacht-Weihnacht.

In der Winterzeit, in der Zeit der winterlichen Sonnenwende, feierten die Germanen eins der schönsten ihrer Feste im heidnischen Altertum: Die Winterfeier, in der das Julfest gewöhnlich den Höhepunkt bildete. Das große altgermanische Winterfest wurde bei einigen Stämmen Ende Dezember, bei anderen im Januar begangen, und dauerte in der Regel 12 Tage. Was war das Julfest —, und zu wessen Andenken haben die Germanen in so harter Jahreszeit, wie es der Winter besonders für den Urmenschen war, mit so großer Freude gefeiert?

Um darauf eine Antwort zu geben, müssen wir unsere Blicke weit in die Vergangenheit wenden und uns von der Phantasie der alten Überlieferung des alt-heidnischen Kultus beleben lassen; da werden wir Verständnis gewinnen für die Bedeutung des Julfestes.

Die Wintersonnenwende ist ein Zeitpunkt, von welchem ab sich alles in der Natur wieder zum Besseren kehrt. Die Sonne beginnt wieder an Kraft zu gewinnen, und in dem Herzen des alten Germanen, der mit allen Fasern seines Lebens innig mit der Natur verbunden war, taucht mit dem Schwinden des Winters neue Freude, neue Hoffnung auf einen besseren Morgen auf.

Wie manche Nacht kein Ende zu nehmen scheint, wie mancher Winter oft unabsehbar lang deucht und jede Hoffnung schwindet, so erscheint uns manche Stunde im Leben hoffnungslos und ohne Licht zu sein. Diese frohe Zuversicht, daß nach jedem noch so harten Winter ein Frühling folgt, nach jeder noch so dunklen Nacht die helle Sonne aufsteigt, nach manchem Unglückstage Freude wiederkehrt — diese frohe Zuversicht veranlaßte die alten Völker, diese Wendezeit so feierlich und freudvoll zu begehen.

Die Julnacht, auch Mutternacht genannt, war nach der alt-germanischen Mythologie die Nacht des Kampfes zweier großer Mächte — es war die Nacht des glorreichen Sieges des Lichtes über die Finsternis, symbolisch als Sieg des Guten über das Böse bezeichnet und personifiziert durch den Sieg des hellblonden lockigen Baldur über den rachsüchtigen Loki, den Gott der Finsternis.

Das feierliche Anzünden eines Feuerbrandes in dieser Nacht war das Symbol, daß die Sonne, das Licht der Erde, die Finsternis besiegt hat. Während der Eber geschlachtet und auf dem Altar im heiligen Haine dem Lichtgotte geopfert wird, legen die Priester unter geheimnisvollen Zeremonien verschiedene Gelübde ab, und ein Heldenchor stimmt Kriegslieder an. — Das Julfest war also das Fest einer gläubigen Seele, die auf die Macht des Guten vertraute, und nach überstandenen Nöten freudig dem Licht entgegen sah.

Es vergingen ganze Jahrhunderte. Die Nordsöhne beugten sich vor der stärkeren Macht des Christentums und dienten ihm mit der Inbrunst ihrer gläubigen Seele. Das Christentum, das allmählich dem ganzen völkischen und häuslichen Leben sein eigenes Gepräge gegeben hatte, bemühte sich auch, den alt-heidnischen Kultus entweder mit seinem Eigenen zu ersetzen oder diesen den neuen Lebensanschauungen anzupassen und unterzuordnen. An Stelle der heidnischen Sitten und Bräuche kamen neue, christliche, die endlich dem ganzen Volksleben ein höheres Lebensziel gestellt haben. An Stelle des heidnischen Julfestes, des Festes der Geburt der Sonne, trat jetzt das Weihnachtsfest das Fest der Geburt Christi. Die alt-heidnischen Julbräuche fanden bald ein Abbild in dem kirchlichen Weihnachtsfest. Die Julnachtfreude konnte man mit der Weihnachtsfreude vergleichen und selbst die alt-germanische Julnacht bekam eine deutsche Bezeichnung: heilige Nacht.

Die Weihnachtsfeier wurde mit der Zeit von der Kirche mit verschiedenen Bräuchen ausgestattet. Freilich hat sie sich in den Ländern des christlichen Mittelalters und der Neuzeit verschieden gestaltet, wie es der Verschiedenheit des Klimas, des Volkscharakters, der Lebensgewohnheiten und dergleichen nicht anders zu erwarten war. Die späteren, besonders aber die letzten zwei Jahrhunderte verwandelten das Weihnachtsfest in ein ausgeprägtes Familienfest, wo der Christbaum fast immer auf dem Weihnachtstische prangte und ein gemütliches Beisammensein im Kreise der Allernächsten, wo Eltern und Kinder, Verwandte und Bekannte zusammenkamen, um die freie reine Weihnachtsstimmung bei Gesang und Musik und fröhlicher Unterhaltung zu genießen; bildet den Höhepunkt der häuslichen Feier.

Veranschaulichen wir diese alte Tradition in einigen Bildern. Über Nordland liegt die tiefe Nacht. — Die Sonne scheint gestorben zu sein, alles Licht, alles Leben ist erloschen. — Nur in weiterer Entfernung liegen die Behausungen in der dunklen, unendlichen Öde. — Ein grimmiger Nordostwind weht: Frost und Wind drängen die Tränen aus den Augen; alles ist metertief verschneit. — Über die wenigen Behausungen scheint ein grausamer und rücksichtsloser Feind zu wüten, der Winter, — und die Dunkelheit scheint den Menschen und die Natur noch mehr mit ihrer geheimnisvollen Tücke zu fesseln. Es scheint die ganze Natur in tiefem, ewigem Schlaf versunken.

Allmählich beginnt es sich zu regen. Auf einem Platz versammeln sich Männer, Jünglinge und Frauen. Nach alter Sitte wollen sie das Julfest feiern. Die Fackeln beleuchten weit die dunkle Gegend und die sich in Bewegung setzende Schar; voran schreiten die Priester. Über die Köpfe der Schreitenden ragen die Gestalten der bösen Götzen empor, die dem Feuer preisgegeben werden sollen. Alle ziehen einer nahegelegenen Anhöhe zu, dem heiligen Hain. Dort inmitten eines freien Platzes wird vor dem Altar des Lichtgottes ein mächtiger Scheiterhaufen in Brand gesetzt. Rings um das Feuer herum schart sich die gläubige Menge, und während der Eber geschlachtet und dem Feuer übergeben wird, legen die Priester unter geheimnisvollen Zeremonien verschiedene Gelübde ab. Der Heldenchor stimmt seine Kriegslieder an. Nunmehr erhebt sich bei den Feiernden große Freude und Jubel, denn der Gott des Lichtes hat die Finsternis besiegt, alle beglückwünschen einander.

Dieselbe Gegend einige Jahrhunderte später. Über Norddeutschland liegt die weihevolle, heilige Nacht. Die Sonne scheint gestorben zu sein, alles Licht und Leben ist erloschen. Ein grimmiger Nordwind weht; alles ist mit Schnee umhüllt, nur dort, wo früher nur einzelne in der Öde zerstreute Behausungen standen, zieht sich jetzt ein Meer von Gebäuden: in den Gassen und Straßen der Stadt herrscht ein reges Leben.

Julnachtschwur.

Mel.: Strömt herbei, ihr Völkerscharen.

Von Rademacher.

Leise tönen ernste Lieder
In der dunklen Julfestnacht,
Brüder, reicht die Hand euch wieder,
denn nur Einigkeit gibt Macht.
Grollen Fremde auch zuzeiten,
weil wir fest zusammenstehn,
stets soll uns der Schwur geleiten,
nicht im Alltag aufzugehn.

Heimat, Volkstum — heil'ge Werte,
für euch stehn wir Hand in Hand,
wollen für euch, heißbegehrte,
einstehn auch in fremdem Land.
Was die Zeit gab unsrer Jugend,
bleibe unser Schirm und Hort,
Wahrheit, Treue, Fleiß und Tugend,
seien unser Losungswort.

Deutsch sein heißt: Charakter haben
in Gefahren und in Not,
heißt: was uns die Väter gaben,
treulich wahren bis zum Tod.
Darum, Brüder, schließt die Reihen
in erhabenem Verein!
Uns dem Großen ganz zu weihen,
soll uns Pflicht und Ehre sein.

Auf die Nacht folgt heller Morgen
und mit ihm der Arbeit Mühn,
unsrem Fleiß und unsrem Sorgen
wird gewißlich Segen blühn,
Ja, es wird uns, Volksgenossen,
bessere Stunde offenbart,
wenn wir bleiben fest entschlossen
wackre Kämpfer deutscher Art.

Ein Obdachloser, ein verlassener Mann, irrt in den Gassen umher; er beneidet die Menschen, denen Freude aus den Gesichtern strahlt, denn nur in seinem Herzen ist heute kein Friede, keine Freude mehr. Langsam wird es überall still, nur die Natur ist dieselbe geblieben und der Himmel, hell von Sternen beleuchtet, scheint Friede der Welt und den Menschen zu künden . . . Neugierig nähert sich jener Mann einem hellbeleuchteten Fenster und schaut neidisch hinein. Inmitten der Stube steht ein Tisch, auf ihm ein Christbaum. Ringsherum sitzt die Familie: die Eltern mit ihren Kindern. Allen strahlen die Augen vor Freude. Jemand stimmt das Weihnachtslied an: Stille Nacht, heilige Nacht. Alle singen kräftig mit. Es folgt nachher die Weihnachtsbescherung; große Freude herrscht in der Stube . . . Traurig, mit nassen Augen entfernt sich der Einsame vom Fenster und zieht die Straße weiter entlang. Plötzlich bleibt er vor einem herrlichen Dome stehen; Orgeltöne dringen bis auf die Straße und senden einen hellen Strahl in seine verzweifelte Seele. Er tritt ein. Weihnachtslieder umtönen ihn, und während er die Geschichte von der Geburt Christi hört, durchdringt sein Herz ein freudiges, friedenbringendes Gefühl . . . Stille Nacht, heilige Nacht — einsam wacht —. Nein, jetzt fühlt er sich nicht mehr verlassen, denn mit ihm ist der Heiland, der Friede und Freude den verlassenen Menschen bringt — er freut sich mit den anderen und auch er stimmt zuletzt mit ihnen an: Ehre sei Gott in der Höhe . . .

Ein anderes Bild: In der Fremde, weit vom deutschen Mutterlande, an einem vergessenen Orte liegt ein kleines Dorf. Wirtschaftsgebäude und Wohnhäuser stehen eng zu beiden Seiten der Straße. In der Mitte des Dorfes ragt ein Turm empor; es ist die Dorfkirche. — Kalter frostiger Winter liegt über den Feldern; alles ist mit Schnee bedeckt — es naht der Abend; Dämmerung umhüllt allmählich die ganze Natur, der Himmel erstrahlt in zahllosen Sternen: in vielen Fenstern wird es heller. Da ertönt ein Glockengeläute vom Turm herab. Die Straße belebt sich, denn aus allen Häusern kommen die Menschen hervor und alle lenken ihre Schritte dem Gotteshause zu. Das Innere der Kirche ist hell beleuchtet. Ein Christbaum steht vor dem Altar. Von der Kanzel klingen die Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind, Friede den Armen und Bedrängten, Friede den Gerechten, Friede allen, die reinen Herzens sind." Die Gemeinde, die in der Tat eine Schicksalsgemeinschaft ist, die die Härte der schweren, rücksichtslosen Zeit in ihrem Herzen spürt, fleht zu dem unschuldigen Kindlein in der Krippe, es möge ihr Hilfe und Beistand zu weiterem Ausharren erteilen. „Stille Nacht, heilige Nacht" dringt es auch hier aus allen Kehlen. Es folgt die Bescherung aller Armen und Kleinen, — wie freuen sich die Kinder, die so viel Gaben erhalten haben, und in freudiger und friedlicher Stimmung verlassen alle die Kirche, um sich nach Hause zu begeben. Und über dem stillen deutschen Dorfe ruht das milde, holde Auge dessen, der auf die Welt gekommen ist, um Frieden der Welt zu geben, um Licht und Wärme in die winterliche Finsternis zu tragen.

Wieder ein anderes Bild: In einem festlich geschmückten Saal, an einer Tafel sitzt ein Häuflein junger Leute, ein Häuflein, das treu zu Vätersitte und -glauben hält! Deutsche Jugend. Das Julfest wollen sie nach altem Brauch feiern. Wohl fragt mancher, welch tieferen Sinn die Julfeier habe? Bietet sie nur Anlaß, in sorgloser Fröhlichkeit zusammen zu kommen, um sich untereinander zu beschenken, oder hat sie doch vielleicht noch einen anderen Sinn? Ja, beides veranlaßt uns dies alte Fest zu feiern. Wohl trennt uns ein Zeitraum von beinahe zweitausend Jahren von jener germanisch-heidnischen Zeit und so manches Jahrzehnt und Jahrhundert von dem Tage, als unsere Urväter ihre deutschen Gaue verlassen haben, um neue Heimat in der Fremde zu suchen, — aber noch spinnt eine geheime Kraft feine Fäden zwischen den Brüdern da draußen und den anderen im alten Mutterlande, zwischen unseren und vergangenen Zeiten. Geblieben sind uns noch die Heiligtümer, die unsere Väter mitgebracht: Der treue Glaube, die liebe Muttersprache und der köstlichste aller Edelsteine — das treue deutsche Herz.

Wie einst die alten Germanen in der Julnacht an den Sieg des Lichtes über die Finsternis, des Guten über das Böse geglaubt haben, so wollen auch wir an dieser heiligen Zuversicht festhalten, *daß stets das Gute über das Böse triumphieren* wird, Das Julfest soll in unsere Gemüter und Herzen neuen Geist und neues Hoffen auf einen besseren Morgen hereintragen, es soll uns Kraft zu weiterem Verharren geben.

Die Julnacht und der Julbaum, sie sollen für uns die Wahrzeichen unserer Zugehörigheit zum großen deutschen Muttervolk sein, sie mögen die Bindeglieder zum Volke der Dichter und Denker, der Musiker und Gelehrten, zum Volke der nimmermüden Werte schaffenden Arbeitslust, zu jenem Volke sein, das jetzt seine Weihnacht und Sonnenwende erlebt.

R. Rademacher.

Winterheide.

Ein Brief von Hanns Francke.

Auch der heimliche König der Heide — sie nennen ihn Hermann Löns — kannte sein Land. Dichter haben es besungen, Wanderer sind seine stillen Wege gegangen, Maler haben die Glut seiner Blütenpracht gebannt, die meisten aber sind doch an den tiefsten Schönheiten dieses urgermanischen Gaues vorübergegangen.

Sie wissen wenig von dem Auferstehungswunder, da die weißen Birken, den Heidweg begleitend, ihre goldgrünen Flammen in die Frühlingssonne fackeln; ahnen nichts vom schwefelfarbenen Strome des Ginsters, der im jungen Sommerlicht von den Hängen fließt, dem Strome drängenden Lebens, an dessen Ufern dunkle Wacholder ernst und feierlich die Wacht halten.

Sie traten nur in das Bienengesumm, das über dem Purpurteppich blühender Erika geistert, schwirrt, summt und singt, im Hochsommer, da lichte Wolken hinschwimmen vom fernen Fuhrenwald über braunes Moor und rote Hänge bis zur Höhe drüben, da die Kiefern stehn und seidenzart hinträumen, von blaßblauem Schleier gedeckt.

Diese Heide kennen sie und haben ihren Ruf in die Ferne getragen.

Doch, wenn die letzte Glut der Pflanzenliebe ausgebrannt ist, wenn die Nebelfrauen durch die Gründe gehen, dann ist die Heide einsam, und selten nur blickt von urzeitlicher Düne ein Wandererauge in das scharf umschnittene Land. Dann greifen die Windbräute in ihre Harfen und die Waldgeister rupfen ihre Bässe und ein wundersam Lied erklingt aus Saitensingen, Flötengetön und Orgelgesumm und kecklich pfeifen die Kobolde im sturmgezerrten Heidegesträuch. Wenn dann Wodans Reiter haltmachen und der Wind stille steht, klagt aus der blassen Kuppel der Kraniche Ruf.

Dann sind die Abende voll strotzender Kraft. Schwer und gewichtig zuckeln die Kartoffelwagen vom Felde und aus dem Klingen des gespannten Holzes, dem festen Tritt der Rosse, dem Knirschen des Lederzeuges und dem summenden Ton der dröhnenden Räder-Stöße gegen das Gestein der Straße stimmen sie einen Choral an, ein Danklied, in das Zugvögel ihren Diskant rufen

Lauschtest du einmal auf Erntewagens Wanderlieder?

Schon früh im Jahr, wenn die Erde noch jung ist und feucht, wenn ein schwellend lebendiger Schimmer über der Straße liegt und am Nachmittag die hochbeladenen Heuwagen zur Tenne rollen, war's nicht ein Schäferlied, das sie sangen:

„ins Heu — ins Heu",

war's nicht wie seidiger Ton um die Abendzeit?

Und dann wieder, wenn heiß und staubig der Boden, wenn über der Pflasterstraße jener Duft weht, jener unverkennbare Duft: Hochsommer im Dorf!, wenn aus blendendem Hellgrau ein Hitzewirbel den Staub emporsaugt, dann ist's ein Preislied, das die Erntewagen jubeln, mit goldener Halmfrucht beladen, es ist das Preislied im hohen Mittag, es ist das mütterliche Lächeln einer reifen Frau.

Der Herbst aber aus Würze, Kraft und Sehnsucht nach Ruhe, hört des Erntewagens Danklied ernst und schwer.

Das Lied in die Nacht. Kühl ist sie und voll erquickenden Schlafes, bis das funkelnde Morgenlicht zu letzter Ernte ruft.

Wann, zu solchen Zeiten, des heimlichen Königs leuchtendes Auge über dem Lande lag, ward ihm ein goldbrokatener Teppich gebreitet, aus dem, sternbesät, in Miriaden Spinnennetzen die Tautropfen der Sonne Licht brachen.

Wer weiß um diese Heide?
Und wer kennt sie erst im Schnee?

In den heilig-geheimen Rauhnächten sind die Birken zu Wundern geworden. Durchs lichte Land schneiden die braunen Moorwässer. In weißen Perücken sinnen die Wacholder. Fernes Schlittengeläut erklingt und aus den Wiesenbächen steigt wallend der Dampf.

Die Flußwehre rauschen und keine Spur stört die unbetretenen Wege. Wildgänse ziehn. Der verlorene Ton eines Holzfällers hallt wie fernen Spechtes Hammerschlag an dürrem Eichengeäst und nirgends woanders steht des Winters Schweigen aus den sparsamen Naturlauten fühlbarer auf, als dort, wo die Krähen schrein und im brechenden Licht auf weißer Heide das Käuzchen seinen Liebesruf hören läßt.

Sang der heimliche König der Heide:

„Über die Heide riefen die Raben,
Annemarie, Antwort von dir.
Über die Heide pfeifen die Winde,
Annemarie, und alles ist voll Schnee.
Über die Heide ging einst mein Lieben,
Annemarie, ade ade."

Dann bullert das Öfchen und draußen summen die Telegraphenstangen: wie gütige Augen schimmern die Fenster unter tiefen Dächern in den Abend. Silbern schwimmt der Mond übers Himmelsmeer. In mancher molligen Stube sitzen Freunde beisammen zur Plauderstunde.

Das Bellen eines Hofhundes geht übers Dorf in die weiße Nacht.

Des Wächters Horn heult um die elfte Stunde . . .

Entnommen dem Heide-Buch „Unser Dorf"
Kleine Reise durch Müden von Hanns Fischer.

Friedrich Just: / **Der Wandale.**

XII. Im Walde.

Theudofrid und Thrasaburgis sind dem großen Walde zu geritten. Als sie ihn erreicht haben, beginnt es zu schneien. Der Himmel hilft ihrer Liebe. Nun sind ihre Spuren verwischt.

Im Walde reiten sie kreuz und quer, wo gerade eine offene Bahn ist. Theudofrid will zuerst nach Norden reiten und dann die Richtung Ost einschlagen.

Das Schneien hört mit der Zeit auf. Das fliehende Paar hält Rast. An den nächsten Tagen reiten sie weiter.

Nun kommt der Frühling mit Macht. Die Sonne scheint warm. Die Vögel des Waldes singen.

Die Flüchtlinge kommen in ein sonnenbeschienenes kleines Tal. An den Hängen steigen Kiefern und Eichen hinauf. Ein Flüßchen springt murmelnd durch die Wiese und verbreitert sich zu einem See. „Hier bleiben wir", ruft Thrasaburgis.

Sie steigen ab, lassen das Pferd grasen und suchen sich am Hange in einer Einbuchtung einen geschützten Rastort.

Und sie bleiben.

Hier ist genügend Wild in der Nähe, hier können Fische gefangen werden. Und Wurzeln und Beeren bereichern die Nahrung.

So geht der Frühling und Sommer in Sonne und Liebe dahin. Theudofrid hat eine Hütte gebaut und einen Zaun darum geflochten. Im Herbst werden Vorräte für den Winter gesammelt, gedörrtes Wildbret und Heu für das Pferd. Auch wird die Hütte durch an- und aufgelegte Rasenstücke gegen die Kälte geschützt.

So wird auch der Herbst mit seiner Sonne und seinen Farben eine Freude. Theudofrid und Thrasaburgis haben es noch keinmal bereut, daß sie geflohen sind. Ihre Liebe ist ihnen Heimat, und hier sind sie geborgen. Jeder Tag fordert auch Arbeit und bringt Abwechslung. Meist gehen beide gemeinsam auf Jagd, Biberstellen und Fischfang. In der Nähe ihrer Hütte haben sie sich Bienenbäume eingerichtet, in denen sie des Sommers den Immen den Honig wegnehmen. Baden und in der Sonne auf dem Heidekraut neben dem Wacholder liegen bringt dazwischen die Entspannung.

Der Winter meint es gelinde. Gegen das Julfest kommt Schnee und Frost. Aber die Flüchtlinge sind geborgen. Ihre Hütte hält warm, und das Pferd im Verschlage daneben ist ebenfalls im Schutze.

Nicht lange danach wird Thrasaburgis von einem Knaben entbunden. Theudofrid hebt das Kind vom Boden auf und sagt: „Du sollst unser Geschlecht zur Blüte bringen!"

Aber Thrasaburgis fängt an im Gesicht zu glühen und sich im Fieber zu verzehren. Theudofrid ist ratlos, was zu geschehen ist. Er möchte seiner geliebten Frau alles Erdenkliche zugute tun. Aber was? Da stößt ihm der Gedanke auf, ob er ihr nicht frisches Wildbret besorgen sollte. Immer das Dörrfleisch essen wird einem zuwider. Gedacht, getan.

Es ist klirrender Frost. Eine frische Wolfsspur geht auf die Hütte. Die Wölfe müssen Hunger haben. Aber der Wolf hat sich wieder entfernt.

Außer dieser Wolfsspur ist weit und breit keine Wildfährte zu sehen. Aber Theudofrid will nicht ohne Wildbret zurückkehren, und so muß er sich immer weiter von seiner Hütte entfernen.

Nun schreitet er in einem Talkessel. Mit einem Mal sprüht der Schnee vor ihm auf. Ehe er recht erkennen kann, was es ist, stürmt das Schwarzwild über ihn. Fast unwillkürlich hat er den Speer gefaßt und stößt zu. Er spürt noch einen brennenden Schmerz, wird umgeworfen, fühlt ein schweres Gewicht auf seiner Brust — dann schwinden ihm die Sinne.

*

Thrasaburgis dämmert in der Hütte im Fieber dahin. Plötzlich hört sie von draußen ein heiseres Gebell und ein Scharren. Das Pferd nebenan wird unruhig und schlägt mit den Hinterbeinen an die Pfähle des Verschlages. Das sind Wölfe. Und Theudofrid ist noch nicht heimgekommen. Ob ihm ein Unglück zugestoßen ist?

Das Wolfsgebell und Scharren im Schnee wird stärker, die Unruhe des Pferdes größer. Thrasaburgis nimmt ihr Kind auf den Arm und löst einen goldenen gedrehten Ring an ihrem Halse. Den hat ihr Theudofrid als Brautgabe geschenkt. Darin ist ein Schutz eingeritzt, die Rune der Hasdinge mit dem Pfeil. Diesen Ring windet sie jetzt dem Sohne um den Hals.

In dem Augenblick ertönt nebenan ein furchtbarer Pferdeschrei und ein Röcheln.

Thrasaburgis richtet sich auf. Ein Kratzen und Beißen an der Tür. Ein Wolf springt durch den Spalt auf das Kind zu. Die Mutter packt den Wolf an der Kehle und läßt nicht los. Da springt ein zweiter Wolf herein und packt sie selber am Halse. Der letzte Blick auf das Kind. —

Die Tür wird aufgerissen, die bleiche Sonne erhellt die Hütte Auf den Kopf des Wolfs saust eine Steinaxt.

„Wulfo, wir sind zu spät gekommen! Das Pferd ist zerrissen, die Frau ist tot! Aber was die für einen Griff hat, die hat den Wolf abgewürgt!"

„Aber das Kind lebt, Vater!"

Zwei Männer, beschneit, in grobwollenem Rock, einen Bärenpelz um die Schultern geworfen, eine halbkugelige Wollkappe auf dem Kopf, beugen sich über das Kind.

„Was tun wir? Ein Mann ist nicht da, den haben wohl die Wölfe schon vorher gefressen. Die Mutter ist tot. Das Kind lebt. Was machen wir mit dem Kinde? Viel Zeit zum Überlegen haben wir nicht. Wir müssen sofort auf den Schlitten und nach Hause fahren."

„Das Kind nehmen wir mit. Wulfgard wird sich freuen, wenn sie solch hübsches, schreiendes, zappelndes Ding bekommt."

Wulfo wartet die Entscheidung des Vaters nicht ab, sondern nimmt das Kind behutsam auf seinen Arm und steckt es unter den Pelz an die Brust.

„Dann komm! Weiter können wir nichts tun, die Mutter können wir nicht bestatten. Vielleicht kommen wir später noch einmal hierher!" Damit wendet sich Wulfbrand — so heißt der große, breitschultrige Mann — zur Tür. Im Verschlage nebenan liegt das Pferd, halb aufgefressen, und vier Wölfe erschlagen daneben.

Draußen steht ein Schlitten. Wulfbrand und Wulfo besteigen ihn, und nun geht 's in sausendem Galopp durch den schneebedeckten Wald und über die stille Heide.

Das Schneegestöber hat nachgelassen, und die Luft ist gelinder geworden. Die Abendsonne sinkt, und die Sterne ziehen herauf.

Noch immer gleitet der Schlitten über den Schnee. Das Kind an Wulfos Brust beginnt leise zu weinen.

„Noch ein klein Weilchen!" tröstet der große Junge und streichelt das Bärenfell über dem Kinde. „Dann wird Wulfgard dir Milch geben! Wein' nicht!"

Aber dies kleine Weilchen währt doch noch eine gute Stunde.

„Ich weiß nur nicht", brummt Wulfbrand, „wie weit wir uns heute haben treiben lassen. Aber solch Elch kann unheimlich laufen. Und alles umsonst!"

„Aber Vater, dafür haben wir ein Kind erjagt."

„Dafür wird sich Wulfgard schön bedanken. Du wirst schon sehen, was für ein Gesicht sie machen wird, wenn sie statt des Wildbrets, das sie für die Wirtschaft so nötig braucht, diesen überflüssigen Esser bekommt!"

„Ach, Vater, solch herziges Kind wird ihr schon gefallen."

Endlich sind sie zu Hause. Auf einem Hügel über einem See stehen mehrere Holzgebäude dicht aneinander. Die sind alle viereckig, aus Holzpfosten mit lehmbeworfenen Flechtwänden und einem Firstdach. Das Gebäude am Ende ist viel breiter und höher als die daran anstoßenden. Das ist das Wohnhaus.

Die beiden Männer steigen vom Schlitten. Ein paar Burschen springen zu und nehmen Pferde und Schlitten in Empfang.

Wulfbrand und Wulfo treten in das Wohnhaus ein. In der Mitte ist aus Steinen der Herd errichtet. Darüber hängt auf loderndem Feuer ein Kessel.

Beim Eintritt der beiden Männer erhebt sich am Herde ein schlankes junges Mädchen. Sie ist in ein grobes Wollgewand gehüllt, das auf der linken Schulter durch eine bronzene Gewandnadel zusammengehalten wird. Am Gürtel hängt ein Bronzedolch, eine Schere, Zange und Feuerstein.

Gerötet durch die Beschäftigung am Feuer, schaut sie den beiden erwartungsvoll entgegen. Als sie kein Wildbret bringen, zieht Enttäuschung über ihr hübsches Gesicht.

„Nichts mitgebracht? Und so lange seid ihr ausgeblieben! Ich hatte schon Angst, daß euch die Wölfe Leid angetan haben. Sie haben um das Gehöft geheult."

„Wir haben dir viel Schöneres mitgebracht als Wildbret, Schwester. Rat nur, was!"

Schelmisch blickt Wulfo die Schwester an. Diese schaut halb über die Schulter: „Was sollte das Schönere sein?"

Indem fängt das Kind an Wulfos Brust wieder leise zu weinen an.

Ehe der Bruder noch etwas sagen kann, hat ihm Wulfgard schon unter den Pelz gegriffen und zieht das kleine Kind hervor. „Das ist hübsch. Aber das arme Kind hat Hunger. Schweig nur still, du bekommst sofort Milch!"

Und ohne weitere Fragen über das Was und Wie an Vater und Bruder zu stellen, geht Wulfgard an das Milchgefäß und sucht dem Kinde mit einem Löffelchen Nahrung einzuflößen. Nach einigen ungeschickten und erfolglosen Versuchen gelingt das auch. Das Kindlein ist getränkt und schlummert ein.

Nun erst müssen die Männer erzählen, wie sie zu dem Kinde gekommen sind.

„Dann muß ich jetzt dem Kinde die Mutter ersetzen", schließt Wulfgard und blickt schier stolz auf das schlummernde Lebewesen auf ihrem Arm.

Der Vater lacht gutmütig. „Nun dachte ich schon, daß du tüchtig schimpfen würdest, weil wir ohne Jagdbeute nach Hause gekommen sind. Und du bist freudiger, als wenn wir einen stattlichen Elch mitgebracht hätten."

„Was mag das für ein Kind sein und wie mag es heißen?"

„Das Kind hat einen Ring um den Hals geflochten." Der Ring wird aufmerksam von allen dreien betrachtet, besonders der Pfeil und die Rune. Aber alles Raten und Vermuten hilft nicht weiter.

„Nun, es ist ein hübsches Kind. Und es mag „Findling" heißen."

*

Theudofrid weiß nicht, wie lange er gelegen hat. Er reibt sich die Augen. Auf ihm liegt ein starker Keiler, tot. Der ganze Körper tut ihm weh, und im Kopfe ist alles dumpf. Er muß mit dem Hinterkopf auf einen Stein geschlagen sein. Ob die Glieder gebrochen sind? Nein, er kann alles bewegen. Nun, dann wird er versuchen, den Keiler abzustoßen. Mit Aufbietung aller Kräfte gelingt's ihm auch. Nun versucht er sich zu erheben. Mit Mühe und unter Schmerzen gelingt das schließlich Die Beine sind steif und die Arme wohl ausgerenkt. Aber ein wenig Bewegung läßt das Blut wieder kreisen. Die Sterne stehen schon am Himmel.

Mit einem Male schießt's ihm heiß durch den Sinn: Thrasaburgis — die wird in großer Angst sein. Schnell zu ihr!

Er zieht den Speer aus dem Keiler und macht sich auf den Heimweg. Die Glieder schmerzen wohl, aber er muß schnell nach Hause. Als er in die Nähe seiner Hütte kommt, sieht er Wolfsspuren im frischen Schnee. Er faßt den Speer fester.

Die Tür zu seiner Behausung steht offen. Da treibt sich auch ein Wolf herum. Der ist gar nicht auf der Hut, und ehe er sich's versieht, steckt ihm Theudofrids Speer im Leibe. Ein zweiter Wolf kommt heraus geschossen und wird ebenso abgetan

Nun tritt Theudofrid ein. Kein Wiehern begrüßt ihn Was ist mit dem Pferde, daß es ihn nicht begrüßt? Aber erst zu Weib und Kind! „Wo bist du, Thrasaburgis?" Keine Antwort.

Und nun sieht er das grausige Bild. Das Lager zerwühlt. Zerbrochene und verschleppte Knochen, weiter nichts. Und Wolfslosung. Theudofrid stürzt nebenan in den Verschlag. Kein Pferd, nur zerbrochene und zerstreute Knochen. Und Wolfslosung.

So haben die Wölfe, während er unter dem Keiler lag, Weib und Kind und Pferd gefressen.

Theudofrid kann's nicht fassen.

Er geht von der Stube in den Verschlag und vom Verschlag in die Stube.

Aber es ändert sich nichts. Kein Ton, kein Wiehern. Er ruft „Thrasaburgis", keine Antwort.

Wie herzlich klang die Stimme seiner Geliebten, das Wiehern seines Pferdes und zuletzt der wunderbare Kindesschrei!

Und jetzt Knochen, nur Knochen.

Nein, das ist zu grausig! Den Anblick kann er nicht ertragen. Er muß von hier fort.

Wohin? Zurück nach der Wandalensiedlung?

Nein, das ist wider die Ehre.

In Not und Verlassenheit kann er nicht zurück. So sollte er Thrasager vor Augen treten, ohne Thrasaburgis?

Nein, gen Osten!

Nichts rührt er in der Hütte an. Auch keinen Blick wirft er mehr zurück. Er faßt den Griff seines Schwertes und schreitet in die Sternennacht hinaus. Dem Osten zu.

Wieland der Schmied liefert den besten Stahl.

Moderne Experimente nach dem Amelungenlied.

Immer wieder bemüht sich die Wissenschaft, die Verfahren zur Härtung des Stahles zu verbessern. Die Ergebnisse dieser Versuche sind seltsam genug: sie spannen einen weiten Bogen von altgermanischer Sage zu modernen Laboratoriumsversuchen. In der „Weltwacht der Deutschen" lesen wir darüber folgende Abhandlung:

Also berichtet das Amelungenlied: Wieland, der Königssohn, hatte bei Mime, dem Zauberschmied der Zwerge, das Schmiedehandwerk gelernt, bei demselben Mime, der auch Notung, Siegfrieds Wunderschwert, geschmiedet hatte. Wieland gelangte, als er ausgelernt hatte, an den Hof des Königs Neiding. Hier schmiedete er aus einer Eisenstange ein Schwert, das alle anderen Schwerter bei weitem übertraf. Es war das beste, das schärfste und das härteste Schwert, das bis dahin geschaffen worden war.

Aber Wieland, als er des Schwertes Schärfe geprüft hatte, nahm eine Feile und zerfeilte das Schwert in feine, mehlige Stahlspäne. Dann bereitete er aus den Stahlspänen, etwas Mehl und Milch einen Brei, den er den Hühnern zum Fraße vorwarf. Die Hühner schieden diesen Brei auf natürlichem Wege wieder aus. Aus dem Hühnerkot schmolz Wieland das Eisen heraus und schmiedete daraus ein neues Schwert. Und dieses Schwert war noch besser, noch schärfer und noch härter als das erste.

Auch dieses Schwert genügte ihm noch nicht. Er machte noch einmal das gleiche Experiment, und wieder schmiedete er aus dem Hühnerkot ein Schwert. Dieses dritte Schwert, das unerreichbare, dünkte dem König Neiding wertvoller als ein Königreich.

Also berichtet das Amelungenlied . . .

*

Wie entsteht Stahl? Man glüht weiches Eisen in kohlenstoffhaltigen Mitteln, bis es „aufgekohlt" ist.

Ein bekanntes deutsches Stahlwerk hat nun im Laboratorium ein erstaunliches Experiment durchgeführt. Man ließ ein Stück Weicheisen mit den heute üblichen Einsatzhärtungsmitteln aufkohlen. Die Einsatzhärtungsmittel bestehen zumeist aus Bariumkarbonat und Holzkohle. Das ist das modernste und meist angewandte Stahlhärtungsverfahren.

Daneben aber mischte man Weicheisenspäne mit gut durchgerührtem Hühnermist und ließ den hierdurch entstehenden Brei etwa zwei bis vier Stunden lang auf 930 Grad erhitzen. Dann schritt man zum Vergleich der Ergebnisse.

Dieser Vergleich fiel überraschend aus.

Das mit den üblichen Einsatzhärtungsmitteln behandelte Probestück zeigte — entsprechend den Umständen des angewandten Verfahrens — an seinem unteren Rande eine helle Schicht: das ursprüngliche Eisen. Darüber lagerte sich eine dunkel gefärbte Zone: hier war der Kohlenstoff in das Eisen eingedrungen und hatte es in Stahl verwandelt. Darüber wiederum lag noch eine Schicht, die mit vielen hellen Äderchen durchzogen war: diese Streifen bestanden aus sogenanntem Zementit, einem Stoff, der den Stahl sehr spröde macht, also nicht gerade erwünscht ist.

Aber: bei dem mit Hühnermist behandelten Probestück fehlte diese Zementit-Zone! Das heißt also: daß die Einsatzhärtung, die Stahlgewinnung, in vollkommener Weise vor sich gegangen ist!

Weitere Untersuchungen, die man daraufhin anstellte, ergaben neue Überraschungen. Während bei der Behandlung mit Bariumkarbonat und Holzkohle eine wesentliche Stickstoffaufnahme nicht erfolgte, war bei dem mit Hühnermist behandelten Stück ein beträchtliches Eindringen von Stickstoff in die äußerste Schicht festzustellen.

Mit anderen Worten: bei der Behandlung mit Hühnermist ist der Stahl nicht nur dadurch härter geworden, daß er Kohlenstoff in sich aufnahm — er wurde vielmehr durch die Stickstoffaufnahme gleichzeitig „nitriert". Eine solche Nitrierbehandlung stellt jedoch das modernste Verfahren dar, das uns bisher überhaupt bekannt ist. Der Hühnermist hat in diesem Falle also durchaus die Aufgabe übernommen, die bisher von Chemikalien und Maschinen ausgeführt werden mußte.

Selbstverständlich hat man es bei den bisherigen Versuchen nicht bewenden lassen. Man wird die Experimente, die ein so überraschendes Ergebnis gehabt haben, weiter fortsetzen. Insbesondere will man auch ferner die Ratschläge des Amelungenliedes befolgen: das heißt, man wird den aus Hühnermist gewonnenen Stahl wieder einschmelzen und nochmals verarbeiten, um festzustellen, ob durch wiederholte Behandlung mit Hühnermist tatsächlich eine weitere Nitrier[illegible]tritt.